N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Joh. 17, 3. Samuel Hebich.

Lith. Anst. v. W. Mengès, Stuttgart.

Hebichs letzte Zeit.

1. Abschied von Indien.

Noch einen Sommer arbeitete Hebich auf den blauen Bergen, wo ihn diesmal ein neues Gottesgeschenk erfreute, indem seit einem Jahre die lang erharrte Bekehrung von Badagas ihren Anfang genommen hatte. Mit Herzenslust bewegte er sich unter den Neugetauften und Angefaßten; doch seine meiste Zeit verwendete er auf die englisch sprechende Bevölkerung von Ottakamand. Mörike schreibt einmal: „Morgens geht er aus und sucht Europäer und Mischlinge in ihren Häusern auf, da bringt er wohl drei bis vier Stunden in einer Familie zu, in welcher Zeit es oft zu einer Entscheidung zum Leben oder zum Tode kommt. Abends predigt er in der für seinen Gebrauch hauptsächlich erbauten Zionskapelle, am Sonntag auch Morgens, und die Zahl seiner Zuhörer wird fast täglich größer. Obwohl geschwächt im Leibe, ist er im Geiste so frisch und kräftig als je. Wir freuen uns mit vielen über seinen segensreichen Dienst; der Bischof wie der Kaplan wünschen ihm Gottes Segen."

Der letztere war der alte Freund Lugard, dessen weites Herz Hebich seit zwanzig Jahren genau bekannt war. Aus Rücksicht auf ihn setzte er seine Predigten aus, so oft Lugard einen Abendgottesdienst hielt, und gieng selbst ihn zu hören. Was er einem Obersten, der aus dem Feldzug gegen die Rebellen zurückkehrte, über sein Thun und Treiben schreibt, ist fast der einzige Bericht aus dieser Zeit:

„29. Juli 1859. Eben fragte ich, wo Sie wohl zu finden wären, und da kommt Ihr Brief aus Dschabalpur. Gepriesen sei der Herr, der Sie in allen Gefahren behütet und jetzt wieder an

einen sichern Ort, in gesunde Gegend, und vor Allem unter Kinder Gottes gebracht hat. Wir alle, auch das junge Volk und die Gemeinde, haben viel für Sie gebetet; wüßten sie, daß ich schreibe, sie würden alle auch Grüße aufgeben. Ein Fieber und der Schmerz, von den Heidenfesten abgehalten zu werden, nachdem alles schon im Reinen schien, hatten mich sehr heruntergebracht. Dann hatte ich auch seit Ihrem Abmarsch ungewöhnlich schwere Arbeit unter den Schwarzen in Kannanur und Mangalur, so daß ich alles Reisen unter die Weißen aufstecken mußte. Jetzt hieltens meine Brüder fürs Beste, daß ich hieher gehe, und seit dem 1. April treibe ich mich in Doty um. Der l. Joseph reiste mit mir, aber sein Gesundheitszustand nöthigte mich im Mai, ihn wieder nach Kannanur zu schicken, wo er nun Gott sei Dank sich besser befindet. Ich predige sechs Mal in der Woche, und vierzehntäglich am Donnerstag feiern wir das heilige Abendmahl zu Fünfundzwanzig bis Vierzig, alles in der netten Zionskapelle. Einige Seelen scheinen gewonnen, darunter einer Ihrer alten Kameraden, Hauptmann G. und seine Gattin, in deren Hause ich dies schreibe.

„Als ich heraufkam, machten mir Leber und Galle viel zu schaffen, war oft seekrank, wurde immer dünner; jetzt gehts besser. Doch will ich noch etwa zwei Monate hier bleiben, ehe ich ins Oberland reise, wo ich Br. L. ordiniren soll; das bringt mich dann wohl auch zu Gompertz nach Harihar.

„Ihre Liebesgaben waren und sind sehr willkommen. Ich schrieb ja im letzten Jahr über meine Schuldennoth, die mir aber der Herr wunderbar abnahm; doch auch in diesem Jahr gerieth ich wieder in große Bedrängniß, welche mir um so mehr aufliegt, da ich nicht in Kannanur sein kann. Ich baute nämlich eine Kapelle in Tschowwa, und etliche Häuslein für die eingebornen Brüder. Und nun sind der Reis, der Gram ꝛc., die ich einst für 1½ Rupies bekam, bis auf 4 Rupies gestiegen, während Familienväter noch ihren alten Taglohn (⅛ Rup.) erhalten. Damit läßt sich einmal nicht leben; und dann brauchen sie doch auch Kleider. Das nöthigte mich, vor der Regenzeit einen Vorrath einzuthun, was ich auch durch Gottes Gnade bewerkstelligte; doch muß ich noch 1000 Rupies zusammenbringen, damit die Jahresrechnung (am 31. October) abgeschlossen werden kann. Daraus können Sie sehen, wie froh ich an Ihrer Gabe war. Gott sei gelobt! Wenn aber diese meine Schuld berei-

nigt ist, hoffe ich nie mehr in solche Klemme zu gerathen, da meine Arbeit jetzt eine andere geworden. Immerhin wird etwas Unterstützung von Zeit zu Zeit sehr angebracht bleiben, da ich für meine lieben Leute Vorsorge treffen muß; denn was die Kommittee gibt, reicht einmal nicht aus.

„Jetzt stehen doch an vierzig Hütten in Tschowwa, und oben die Kapelle; unter Gottes Segen wirds da noch ein rechtes Wesen geben. Auch in Kannanur ist durch neue Weberhäuser und dgl. die Umgegend des Missionshofs sehr verändert worden, seit Sie uns zuletzt besucht haben; die Gemeinde zählt an 500 Seelen, und würde Ihr Herz erfreuen durch den stattlichen Anblick am Sonntag und den volltönenden Gesang.

„Und nun behüte Sie Gott und setze Sie zum Segen. Nachdem Er so Großes für Sie gethan, werden Sie doch immer vorsichtiger, wachsamer, gebetreicher, dem alten Menschen auffäßiger sein, besonders aber voller an Glauben und Vertrauen zu Jesus, der allein der rechte Mann ist, für uns von Gott bestellt! Denken Sie nur, Oberst O. vor drei Jahren hier durch mich bekehrt, fiel in B. in die schreckliche (Mormonen-)Ketzerei; ich schrieb ihm nach S. und warnte ihn treulich, daß dieser Weg zur Hölle führe. O sprechen Sie Ihm doch ans Herz! Er ist eine gute Seele, aber leicht verleitet, und liegt mir sehr an. Ich arbeite eben an seiner Frau, die hier wohnt. Nicht wahr, Sie gehen zu ihm und stellen ihm Jesus vor Augen, bringen ihn von diesen Irrwegen ab, nehmen seine Bücher weg und verbrennen sie: Sie müssen mich von ihm hören lassen, auch wie Sie sich unter einander erbauen."

Während Hebich so auf den Bergstationen arbeitete, fröhlich über die freiere Stellung, die ihm geworden, und doch stets noch bemüht, seinen schwarzen Christen ihre Existenz zu erleichtern, freilich nicht immer in der fürs Ganze zuträglichsten Weise, wurde der befreundete Arzt täglich zweifelhafter über seine Aussichten auf längere Wirksamkeit im indischen Klima. Nachdem er ihm zuerst mitgetheilt hatte, von einer Rückkehr nach der westlichen Küste könne kaum mehr die Rede sein, mußte er ihm (29. August) erklären, der Zustand seiner Leber erfordere eine Heimreise, und zwar rathe er ihm noch vor dem Winter in Europa zu landen, sonst könne ein Schlag plötzlich seinem Leben ein Ende machen.

So schwer ihm die Trennung wurde, entschied er sich doch für

augenblickliche Befolgung des Raths. Fast noch am gleichen Tage begann er die Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Er schrieb seinen Entschluß an Müller: „Die Verantwortlichkeit der Station liegt jetzt auf dir; der Herr gebe dir aus Gnaden die nöthigen Kräfte dafür zu seiner Ehre und zu seinem großen Preis!“ — Der Gemeinde kündigte er an, der Herr Jesus habe es für gut befunden, ihn nach Europa zu senden, er hoffe, nur auf kurze Zeit. „Ihr erinnert Euch wohl meiner Arbeit unter Euch, und Ihr Lieben in Tschowwa besonders wißt, wie viel Mühe mir Euer leiblicher Unterhalt verursacht hat, jetzt aber ist meine Gesundheit zusammengebrochen. O sehet zu, daß Ihr dem Herrn lebet und seinen Knechten, die an Euch arbeiten, Freude bereitet. Der Herr wird Euch nie verlassen, hoffet auf Ihn und verlasset Ihn niemals. Seid versichert, ich trage Euch alle auf meinem Herzen. Bedenkt, welche saure Arbeit ihr den Herrn Jesu gekostet habt, werdet also doch sein völliges Eigenthum; hat Er euch ja mit seinem Blut erkauft. Betet für mich. Der Herr segne Euch mit seinen ewigen Segen und setze Euch zum Segen. Amen.“ Ein besonders herzlicher Brief gieng noch an die Katechisten ab.

Den schwarzen Brüdern war die Nachricht ein Donnerschlag; nur schwer konnten sie sich an den Gedanken gewöhnen, hinfort ohne den siegesmuthigen Anführer und väterlich besorgten Tröster den befohlenen Lauf fortzusetzen. Vornehmlich war dies in Kannanur der Fall; aber auf allen Stationen hatte der Einfluß seiner Persönlichkeit sich so ausgebreitet und festgesetzt, daß sein Weggang den Eindruck machte, als sei die gesammte Mission mit ihm des besten Halts verlustig geworden. Selbst viele Heiden vermißten ihn mehr als sie recht ausdrücken konnten; die Götzenfeste insbesondere schienen ihnen gar nicht mehr so unterhaltend, seit der Bartherr sie nicht mehr besuchte, und das mildere Auftreten seiner Nachfolger wollte ihnen für die Augen- und Wortblitze des „großen Sahebs“ keinen rechten Ersatz bieten.

Ein neuer Kirchenhistoriker hat sich das Urtheil über Hebichs Wirksamkeit leicht gemacht, indem er zu dem Schlusse kam, derselbe habe sich mit dem Fluch der Lächerlichkeit bedeckt, womit jede Nothwendigkeit für das Verweilen bei einer so geringfügigen Person wegfiel. Gesetzt auch, dies Urtheil gälte in seinem vollen Umfang für die hochgebildete Welt der abendländischen Christenheit, den Hindus,

und zwar nicht blos den Angehörigen der niedrigen Klassen, sondern auch den Unterrichteten und Hochgestellten, war er ein höchst bedeutsames Zeichen geworden, eine Mahnstimme, welche ihnen geradezu Alles vorhielt, was ihnen mangelt: Mannhaftigkeit des Glaubens, Entschiedenheit des Willens, Unbekümmertheit um Menschenlob oder -Tadel, beharrlicher Fortschritt auf dem einmal erwählten Wege, heldenmüthige Kampfbereitheit auch zur schlimmsten Stunde, fröhliche Siegeszuversicht selbst im scheinbaren Unterliegen. Mit dem feinen Sinn für alles Ungewöhnliche, Groteske oder Lächerliche, der auch die Indier auszeichnet, daher es ihnen gelegentlich viel Spaß machte, Hebich nachzuahmen oder zu carrikiren, verbindet sich bei ihnen doch ein scharfes Auge für jede wirkliche Kraft, und der unwillkührliche Drang, einer solchen zu huldigen. So hat sich denn in vielen Herzen Hebichs Bild tief eingegraben; allerhand Anekdoten, auch Mythen woben sich um verschiedene Erlebnisse, und Christen wie Heiden mochten manchmal seinen Reden und Thaten eine Bedeutung beimessen, an die er nicht gedacht hatte. Einmal begab es sich, daß er einen unartigen Katechistenzögling züchtigen wollte. Dieser aber wehrte sich, indem er zwischen den Beinen des Missionars durchzurennen suchte, ungeschreckt durch den Warnruf: Böser Bube, das bringt dir Fluch! Der Junge verließ die Anstalt und kehrte in seine Heimat, Hubli, zurück; Jahre vergiengen, aber im Stillen behielt er den unheimlichen Eindruck, Hebichs Fluch ruhe noch auf ihm. Er starb am Ende plötzlich durch die ungeschickte Entladung eines Gewehrs. Konnte Hebich in solcher Weise manchem Halbchristen blos als eine alttestamentliche Heldengestalt oder gar als ein altindischer Rischi, dessen Segen und Fluch gleich unabwendbar treffen, sich ins Herz eindrücken, so trugen die Edleren ein unauslöschliches Bild von seiner glühenden Liebe zum Heiland und zu den Brüdern mit sich herum, wie es in irgend einer besonderen Weihestunde sich ihnen geoffenbart und mit Flammenschrift eingeprägt hatte.

Aber nicht minder tief war der Eindruck, den Hebich bei den europäischen Hörern seines Worts zurückließ. Ein indisches Blatt schreibt (Miss. Mag. 1860, S. 149): „Wir haben unzählige Anekdoten vernommen über das Erstaunen, die Verwirrung und Aufregung, welche seine bolzgeraden Fragen bei Personen hervorriefen, mit denen er das erste Mal zusammentraf; und in wie vielen Fällen

haben sich jene Anwandlungen in die aufrichtigste Dankbarkeit und Liebe verwandelt, wenn dieselben Personen sich als seine Schuldner erkannten, welche die ersten Anfänge ihres Glaubenslebens der schonungslosen Freundlichkeit dieses Knechtes Gottes verdanken. Wir haben von Europäern gehört, welche ihrer Dienerschaft aufs schärfste befahlen, ihn nicht einzulassen, und der Befehl wurde nicht befolgt, so fest stand sein Entschluß, ihnen wohlzuthun; und dieselben Herrschaften haben es zuletzt für einen hohen Genuß gehalten, den Missionar in ihren Häusern zu haben und seinen Lehren zuzuhören. Wir haben von Andern vernommen, welche ihr Aeußerstes thaten, ihn durch Grobheiten zu entfernen, und haben sie später Gott preisen hören für die Gnade, die er seinem Knechte gegeben hat." Wie weit sich bei dem Wanderleben der Angloindier sein Einfluß erstreckte, und wie fruchtbar derselbe für die besten Interessen der Eingebornen gemacht wurde, läßt sich nicht leicht berechnen. Ein älterer Kaplan, den Hebich selbst als Puseyit betrachtete, hat einmal die Aeußerung gethan: „Ich glaube, daß dieser eine Deutsche für das Beste der Briten in Indien mehr gethan hat, als ein Duzend der Tüchtigsten von uns Kaplanen." Und als die Nachricht von seinem Heimgang Indien erreichte, sprach sich eine dortige Zeitung (Times of India) in ihrem Nachruf dahin aus: „Der Eindruck, den Hebich bei denen hinterließ, die ihn näher kennen lernen durften, war nicht leicht ausgelöscht, und wir zweifeln, ob die Neuzeit einen Mann hervorgebracht hat, der ihm in apostolischem Charakter gleich kam."

Von keinem seiner Kinder erhielt er einen fröhlicheren Händedruck zum Abschied als von seinem Gompertz. Dieser schreibt (12. Sept.): „Es freut mich sehr für Sie, daß Sie gehen, da Ihnen dies zum Besten ausschlagen wird. Der Herr sei gepriesen, daß Sie so lange erhalten wurden, in seinem Weinberg in diesem finstern Lande zu arbeiten; Er lasse Sie mit frischer Kraft auf den Schauplatz Ihrer Freuden und Leiden zurückkehren! Ich hoffe, schon auf der Heimreise werden Sie ein rechter Segen werden, hineingeworfen unter Leute aller möglichen „Kasten", wie sie ein Suezdampfer gewöhnlich umschließt. In M. sehen Sie doch auch gewiß den l. B., der wohl etwas Ermuthigung bedarf. Ich lege einen Wechsel für 30 Rupies bei; das ist leider Alles, was ich jetzt geben kann, aber es ist ja nicht der Betrag der Gabe, sondern das willige Herz, was der Herr lieb hat; und wenn Ers erlaubt, so folgt noch

mehr nach. Der Herr segne Sie überschwenglich! dies ist das immerwährende Gebet Ihres ewig dankbaren W. G."

Es war das letzte Schreiben, das von diesem glücklichen Sohne einlief. Im Januar 1859 war er mit seinem Regiment im einsamen Harihar eingetroffen, und hatte alsbald die große Aufgabe, in einer schrecklichen Choleraseuche von einem Kranken- und Todtenbett zum andern zu eilen, überall zu helfen, zu trösten und Friede in Christo zu verkündigen. „Eine größere Freude," schreibt er am 18. Januar, „hatte ich doch nie, als heute, da die arme hinkende Trommlerfrau W. von der Cholera befallen, mit selig strahlendem Gesichte allen Anwesenden ihr Glück verkündigte, daß sie zu Jesu gehen dürfe. Katholiken und Protestanten knieten zusammen, als ich mit ihr betete, und sie ließ sichs nicht nehmen, auch noch mitzuknien. Gestern starben acht vom Regiment, heute mehr! Ich fühle mich aber sehr glücklich und wünsche nur, daß ich es in solchen heißen Tagen Allen zeigen könne, welche Wonne es ist, in Jesu solch einen gegenwärtigen und lebendigen Gott zu haben." Er war jetzt anerkanntermaßen „der schwarze und der weiße Padre" im Regiment, richtete Schulen ein, und lehrte Alte und Junge. Wie fröhlich klang es ihm dann, wenn ein Mägdlein, zum Tode erkrankt, ihren Eltern sagen konnte: „Weinet nicht um mich, Herr G. hat mir Jesum verkündigt (in der Sonntagsschule); zu Ihm darf ich jetzt gehen." — Endlich trifft seinen Obersten S. ein Schlag. Natürlich wurde Gompertz zuerst gerufen. Der begann: „Nun sehen Sie, wie der Herr Sie demüthigt; Sie waren so ein stattlicher, stolzer Mann und liegen jetzt machtlos da, das ist von Gott." S. antwortete: Ja Gott hat mich geschlagen; schön, daß Sie mirs sagen, Sie sind ein Mann, hier haben Sie meine Hand. Und nun war das Eis gebrochen, und der Adjutant durfte seinem Obern nicht blos das Evangelium verkündigen, sondern ihn noch zum vollen Frieden der Versöhnung gelangen sehen, ehe derselbe entschlief (3. Oct.). Die Wittwe geleitete er nach Mangalur und führte sie in den Missionszirkel ein, worin es ihm selbst so wohl war, ehe sie sich nach Europa einschiffte. Durch einen Unfall aufgehalten, brachte er einen ganzen Monat unter den Missionsbrüdern zu, stets bemüht, neue Wege zu den kalten Herzen zu finden und die warmen immer inniger zu verschmelzen. „Nicht nur hat er," schreibt ein Missionar, „die Engländer erfolgreich bearbeitet, sondern auch bei uns einen

größern Eifer angezündet, das Verlorene zu suchen und die Gemeinschaft unter uns selbst durch Gebet enger zu schließen. Auch zur Tulugemeinde hat er mit großer Liebe und Demuth gesprochen, ihr erzählt, wie er durch diese Mission zum Glauben an den Herrn Jesum gekommen sei, und nun den Drang verspüre, die Liebe, die ihm widerfahren, weiter mitzutheilen; wenn er den Missionaren durch sein Zeugniß auch nur ein wenig helfen könne, so sei er ihnen diese Dienstleistung schuldig. Wie herzlich und freundlich er dann über die Sünden und Schwächen der Gemeinde redete und alle zum Heiland wies, läßt sich in der Kürze nicht beschreiben. Er sagte noch öfters: ach ich bin fast zu glücklich, es ist solch ein Ueberschwang der Seligkeit in Christo Jesu; ich kann es ja kaum fassen, daß ich so geliebt sein soll." — An einem Sonntag (27. Nov.) kam er wieder in Harihar an, mit Kopfweh, aber da zwanzig hungrige Seelen seiner warteten, hielt er ihnen eine Versammlung und warf sich mit aller Macht ins Geschirr: „Für was auch ists der Mühe werth zu leben, als für den Heiland, und Seelen zu Christo zu bringen, und doch bin ich so schwach und sehe nichts als Sünde in allem meinem Thun. Ich spüre, das Leben ist so kurz. Ein zweites Mal bin ich nach Harihar zurückgebracht und wozu? Um für Jesus zu leben. So selig ich nun auch in eurer Gemeinschaft war, so stark ich getröstet wurde, möchte ich doch nicht mehr bei euch sein, sondern wünsche, vorwärts zu machen, höher zu schweben, und o wie werde ich mich an der Liebe Jesu in der ewigen Herrlichkeit laben. Kurz ich bin so glücklich, daß ich nur Eines fürchte, kühler und sorgloser zu werden. Zwei Sipahis forschen ernstlich und wünschen getauft zu werden; und die alte treue Nancy, des Trommlers Mutter, thut viel in aller Stille. Was gäbe ich nicht darum, wenn nur Eine Seele sich gründlich bekehrte!" Rastlos im Dienen und Wohlthun schonte er die schwache Leibeshülle zu wenig; ein Fieber befiel ihn am Anfang des Jahres 1860, und schon am 3. Februar schied er von dieser Erde, um daheim zu sein beim Herrn.

Kaum ist je ein Lieutenant von Hohen und Geringen so tief betrauert worden wie diese lautere Seele! Eine ähnliche, Frau Y., die ihm nach wenig Monaten in die Ewigkeit nachfolgte, brach bei der Nachricht in die Worte aus: „Gompertz todt! Welch ein Verlust! Aber für ihn welch ein Gewinn! Wie Wenige sind doch so reich gesegnet worden, Verlorene für Christum zu gewinnen! Da

will es einem leicht scheinen, als wären solche Werkzeuge unentbehrlich; ich muß aber dabei denken, daß Manche, zu denen er die Gnade hatte von Jesu zu reden, ohne daß sie ihm viel Aufmerksamkeit schenkten, jetzt an seine Worte und an sein leuchtendes Vorbild erinnert werden und nun erst den Heiland suchen werden, auf den er sie so unabläßig gewiesen hat."

Die Schreiberin hatte bei allem Glauben sich oft wegen ihrer Todesfurcht geschämt. Als aber in Madras (3. Sept. 1860) ihr Stündlein kam, konnte auch die Cholera ihre Freude nicht dämpfen, sie bat noch den Arzt, doch zu Jesu zu kommen, und trug ihrem Gatten auf: „Sage Herrn Hebich, ich schicke ihm tausendfachen Dank, daß er mich zum Heiland geführt, ich werde ihm zur rechten Hand Gottes begegnen."

Auch das „eigene Regiment" sollte rasch seine beste Zierde verlieren. Als Hauptmann Hart im November 1858 an der Seite seiner Schwester durchs Thor der Festung Welur einfuhr, schoß ihn ein betrunkener Sipahi nieder.*) Die andern Glieder der Gemeinde im Regiment verlebten drei reichgesegnete Jahre in Barma, wo sie am Ende regelmäßige Versammlungen von 70—80 Seelen hatten, denen der begabte Kerr das Wort Gottes mit Kraft verkündigte. Im Juni 1860 kehrten sie nach Tritschinapalli zurück; hier fand Kerr sein letztes Arbeitsfeld; mitten im gedeihlichsten Wachsen und Wirken raffte ihn (3. Juli 1861) die Cholera hinweg.

Wir könnten noch auf manche der Stationen einen Blick werfen, von welchen Hebich sich nun im Geiste letzte, während er doch fortfuhr, sie auf dem Herzen zu tragen, bis allmählich die Zeit ihre Rechte geltend machte und der lebendige Wechselverkehr erlahmte; aber es galt jetzt, sich loszureißen. Warum also noch länger bei den vereinzelten Häuflein verweilen, unter die er den guten Samen hatte ausstreuen dürfen? Am Morgen des 13. September brach er von den Nilagiris auf und reiste über Palhalli und Bangalur nach Madras, wo er unter alten und neuen Freunden noch eine Woche verweilte, ehe er (28. Sept. 1859) den Dampfer bestieg, der ihn nach Suez bringen sollte. Einem Freunde schreibt er: „Eben ist

*) „Muselmanische Sipahis erschossen neulich meinen Sohn, Kap. Hart, und bald darauf den frommen Kap. Hare ohne irgend eine Ursache. Sie denken, Gott einen Gefallen damit zu thun, wenn sie Christen todtschlagen, als ob der liebe Gott es nicht selbst thun könnte."

das Schiff eingelaufen, das mich aus diesem Lande fortnehmen soll, in welchem ich so viele liebe Seelen habe. Aber der Herr, der sie durch das Wort der Wahrheit berufen hat, wird sie bewahren zum ewigen Leben. Ich hoffte noch, dein liebes Gesicht sehen zu dürfen, es sollte nicht sein. Herzlichen Dank für die letzte Liebesgabe, die ich wohl brauchen konnte, denn meine schwarzen Kinder sehen noch immer nach mir aus! Und jetzt, mein lieber Mann, laufe nach der Krone des Lebens, welche der Herr Jesus dir umsonst schenkt. Stille nur dein Herz in Ihm und bete auch für mich."

---

2. Der Lebensabend.

Obwohl Hebich noch volle acht Jahre lebte und wirkte, muß doch, was von ihm zu sagen übrig ist, kürzer gefaßt werden, als seine Thätigkeit im Heidenlande. Er hat sich zwar nicht zur Ruhe gesetzt, vielmehr gearbeitet, so lange es ihm möglich war, und zwar treu und reichlich gearbeitet, dabei auch manchen Rumor gemacht; dennoch eignet sich nur Weniges für die Seiten einer Missionsschrift.

Am 28. October 1859 landete er in Marseille „mit ordentlicher Gesundheit, doch immer von Erkältungen bedroht," daher er sich bei der vorgerückten Jahreszeit nicht gleich entschließen konnte, weiter nördlich zu ziehen. Er findet alsbald: „es ist dies wieder eine ganz neue Welt für mich." Das Erste war, daß er seinem Verwandtenkreis durch Correspondenz wieder näher trat; in Indien waren oft Jahre vergangen, bis er wieder einmal die Feder nahm, um den Liebsten nach dem Fleisch zu schreiben. Dann lautete der Brief etwa so: „Es ist erstaunlich, wie die Zeit dahin geht, 17 Jahre habe ich dich nicht mehr gesehen! So lange hat der treue Herr, dem ich diene, mich in diesem Lande des Todes erhalten. Was meinst du wohl? Schon zehn Jahre trinke ich weder Bier noch Wein, nur Wasser; habe auch das Rauchen aufgegeben; ich bin jetzt gesünder als je und fange an, ganz stark zu werden. Nun bin ich durch Gottes Gnade 30 Jahre bekehrt, das ist nach Apstg. 26, 18 bekehrt von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott. Von einer solchen Geburt kann noch Keines von allen meiner Familie etwas sagen; ich glaube, das ist die Ursache, daß es mit dem Schreiben nicht mehr gehen will. Du bist jetzt ein Sechziger; das geht aber doch hinauf, nicht wahr? Ich denke mir,

daß du von Zeit zu Zeit etwas von mir aus den Missionsblättern erfährst, daher es mir schwer fällt, dir außerdem Neues von mir zu erzählen; denn ich lebe ja nicht mir, sondern meinem Herrn, und da gehts Tag für Tag eben gerade so, wie es in der Bibel steht. Mir gehts schrecklich glücklich, habe Gesundheit, arbeite allewege, esse vergnügt und schlafe ganz ruhig, Weib und Kinder stören mich nicht ꝛc." In Marseille erst erfuhr er, daß sein ältester Bruder schon ein Jahr im Grabe lag, nachdem der zweite (Dec. 1857) ihm im Tode vorangegangen. Die Mutter war am 9. Januar 1858 entschlafen, in ihrem 86sten Jahre, nachdem sie noch am Sylvesterabend die Kirche besucht hatte. Zu Zeiten fragte er sich jetzt, ob er wohl auch bald zu seinen Vätern gesammelt werde.

Indessen drang es ihn, den Deutschen in Marseille die Missionssache ans Herz zu legen, daher er ihnen etliche Abende widmete. Dann riefen ihn indische Freunde nach Cannes, wo er bald in seine frühere Arbeitsweise verfiel und allerhand interessante Leute sah, auch den Ritter Bunsen. Er wurde noch nach Nizza in einen weiteren Kreis geladen, wo ihm erst die ganze frühere Lebens- und Wirkenslust wieder aufgieng, indem Hohe und Geringe an seinem einfältigen Zeugniß sich labten. Nachdem er noch mit den Deutschen in Lyon Weihnachten gefeiert, traf er am 27. December im Basler Missionshaus ein.

Natürlich war da innerhalb 25 Jahren Manches anders geworden und wenige der alten Freunde mehr am Leben. Doch zum Ausruhen und Einleben in die neue Welt nahm er sich kaum Zeit, er machte Besuche von früh bis spät und wurde aufgefordert, erst im Missionshause Vorträge zu halten, bald auch in den Kirchen der Stadt und der Landschaft. Der Zudrang steigerte sich ungeheuer, als die Zeitblätter mit der ungewohnten Erscheinung sich zu beschäftigen anfingen, und Worte, die er z. B. an Metzgerknechte im Schlachthause richtete, das allgemeine Stadtgespräch wurden. Wie er aber am 24. Januar die Bußpredigt des Täufers behandelte, entstand in der Kirche ein dumpfes Gebrüll, aus dem man die Worte verstehen konnte: Abe mit em! Use mit em! ꝛc. Hebich ließ singen und fuhr dann fort: Es ist schon den Bäumen die Axt an die Wurzel gelegt, worauf wieder eine wilde Stimme ertönte und die zunehmende Unruhe ihn veranlaßte, die Bibel zu schließen und kurz zu beten. Es wurde dann viel verhandelt, die Kirche jedoch nach fünftägiger Unter-

brechung dem unerschrockenen Zeugen wieder geöffnet, was endlich zu einem Antrag beim großen Rathe führte, die Regierung möge sorgen, daß die Kanzel in der öffentlichen Kirche nicht ferner mißbraucht werde, wie es in den jüngsten Tagen geschehen. In der Debatte (7. Febr.) wurde geklagt, der Anstand sei verletzt, gar Mancher schwer geärgert worden; auch die Exegese sei nicht in der Ordnung. „Hebich hat auch Indisch lernen müssen, ehe er den Indianern predigte, und so lerne er jetzt Deutsch und denke sich in unsere Sitten hinein, ehe er auftritt." Dagegen fielen starke Zeugnisse für den Segen, welchen die ungewohnte Predigt wirke, wenn man auch einige äußerliche Eigenheiten und ungeschickte Ausdrücke wegwünschen möchte. Der Bürgermeister hielt es für kein Unglück, wenn einmal Jemand heraustrete aus der conventionellen Predigtweise; wen die alten Sprachformen kalt lassen, der könne von neuen getroffen werden. Mit 44 Stimmen gegen 42 wurde der Antrag abgewiesen. So brachte denn Hebich seine Vorträge vollends ungestört zum Schlusse.

Er war damit ein öffentlicher Name geworden, dem fortan stilles Wirken fast unmöglich war. Von dem großen Haufen verurtheilt und verworfen, von andern als eine Merkwürdigkeit angestaunt, von vielen Jüngern überschätzt, ja fast angebetet, hatte er einige Mühe, die rechte Straße innezuhalten. Ein alter Freund, über diese Vorgänge benachrichtigt, schrieb aus Indien: „Die Kommittee sollte dafür sorgen, daß ihm nirgends das Gras unter den Füßen wächst. In ein paar Wochen kann der liebe Alte seine beste Arbeit an irgend einem Orte ausrichten, dann sollte er weiter ziehen, ehe er den Pfarrern in die Haare geräth. Seine Erweckungsgabe ist eine ungewöhnliche; zu einer Fixture aber taugt er nicht, glaube ich, es wäre ihm auch nicht wohl dabei. Die l. Kommittee hat sich sehr treu und tapfer zu ihm gehalten. Es ist eine eigene Sache mit Hebich. Ist eines ganz einfältig im guten Sinne des Worts und ohne kritisches Temperament, so kann man sich des l. Alten, ihn ganz nehmend wie er ist, mit Haut und Haar, herzlich freuen. Ergibt man sich aber dem Kritisiren, so nimmts kein Ende. Denn er ist eine gar zu seltsame Erscheinung und ich kann mir gut vorstellen, daß Manche, sonst tüchtige und gläubige Männer, besonders Leute von feinem Geschmack, eine Art Antipathie gegen ihn fühlen können. Nun, der Herr wolle Alles, was Ihm nicht gefällt, ab-

thun oder zudecken und seinen reichen Segen geben zu der hellen Posaune des l. Alten, daß manche Schlafende und Todte aufwachen!"

Er reiste weiter, wohin man ihn verlangte, zunächst in die Schweiz, nach Neuchâtel (März), Bern (April), Zürich (August), Schaffhausen (Sept.) ꝛc. Merkwürdig aber war ihm selbst, welchen Verlauf es mit dem in Basel angefachten Feuer nahm; die Methodisten errichteten daselbst alsbald eine Station und sammelten die Erweckten in ihre Gemeinschaft.

Hören wir einen erfahrenen Seelsorger der Schweiz über seine Wirksamkeit in einer ihrer Städte: „Hebichs Redeweise war etwas anders in der Kirche als im Haus. Obwohl auch in jener hie und da Ausdrücke vorkamen, welche die Grenze des auf der Kanzel Erlaubten nahezu überschritten, so hörte ihm doch beinahe Jedermann mit Erbauung und Vergnügen zu; im Hause ließ er sich dagegen in seiner Eigenthümlichkeit ungenirter gehen, brauchte gegen männiglich das „Du", nannte Vieles dumm und in der Katechese schalt er, wenn man ihm nicht gerade mit den Worten antwortete, die er hören wollte. Machtsprüche, die er nicht beweisen kann, kamen auch hie und da vor; ebenso Sprachfehler, schiefe Ausdrücke, irrige Urtheile. Unangenehm berührte es, wenn er ohne alle Vermittlung die Wissenschaft verwarf. Aber ungeachtet dieser einzelnen Menschlichkeiten mußte man an seinem ganzen Auftreten den Gottesmann, den Bewährten und in den Wegen Gottes Erfahrenen, einen Helden in Israel, erkennen. Wir fühlten uns innig zu ihm hingezogen; er hat uns das Herz gestohlen. In einer Versammlung fieng er an, den 22. Psalm auszulegen; ich wollte erschrecken, weil ich schon gehört hatte, diese Auslegung sei unerbaulich. Allein wie freudig war ich überrascht, als ich alle diese Ausstellungen unbegründet fand; eine Untersuchung über die Messianität dieses Psalms gab er freilich nicht zum Besten; er fand ohne weiteres den Messias darin Wort für Wort redend, aber dabei schilderte er die Leiden des Heilandes so tiefergreifend, daß ich durch und durch erbaut war. Seine Hauptkraft liegt in dem reichen Maaß des Geistes mit dem Gnadenbewußtsein und dem unerschütterlichen Ernste, in der eigenthümlichen Gabe der Darstellung des Gerichts über die Sünde und des vollen Reichthums der Gnade. Und diesem Geiste bereitete so tiefen Eindruck die Lauterkeit seines Grundsinnes, die unermüdet aufopfernde, hingebende Liebe, die sich stundenlang mit einzelnen Seelen abmühte,

seine große Freundlichkeit und bei aller Derbheit doch unverkennbare Demuth. So wunderte mich, daß seine oft grellen Anglicismen in Sprache und Verhalten nicht mehr Anstoß gaben; die Liebe und Einfalt des Herzens macht eben Vieles gut. Wie freundlich war er nicht! Wie herablassend gegen die Kinder! Er nahm sie auf den Schooß und liebkoste sie, so daß sie, trotz seines Bartes, ihm zugethan wurden. Wenn ihm Jemand Grobheiten machte, so wurde er nicht böse, sondern schwieg, und wenn er ein zu hartes Wort geredet hatte, so bat er um Verzeihung und machte es wieder gut durch verdoppelte Freundlichkeit. Dabei unterwarf er sich willig unsern Anordnungen, bewies sich gefügig, bescheiden, ehrerbietig. Nie hörte man ein unehrerbietiges Wort gegen die Diener der Kirche, er empfahl sie angelegentlich und betete herzlich für sie und die Kirche. So nachdrücklich er gegen das blos äußerliche Kirchenthum sprach, ebenso nachdrücklich zeugte er gegen die Secten. Besonders eindringlich mahnte er zum fleißigen Abendmahlsgenuß.

„Soll ich nun auch etwas von den Früchten der Arbeit dieses seltenen Mannes berichten? Der ausgestreute Same muß natürlich erst wurzeln und reifen, und manche Blüthe wird vielleicht als eine taube abfallen. Aber von einigen Früchten darf man doch berichten. Die erste ist die, daß vieler Herzen Gedanken offenbar worden sind. 'Die Stadt spaltete sich in zwei Theile.' Apg. 14, 4. Es hat sich gewissermaßen hier Alles neu constituirt. Viele sind feindseliger und bitterer, viele vorher Gleichgültige günstiger, viele Gläubige neu belebt worden. Hebich hat Leute erreicht, an die wir Geistliche bisher nicht gelangt sind. Bei der Absolutheit, mit der er auftrat, bei den Machtsprüchen, die er in die Menge schleuderte, wurden die redlichen Seelen von dem, was darin aus Gott war, angezogen, das Menschliche nahmen sie mit in den Kauf, während die Unredlichen oder noch in Unwissenheit Befangenen sich nur an dem letzteren stießen. Eine zweite Frucht ist, daß der Gottesdienst theilweise zahlreicher besucht wird, Manche neue Lust am Worte Gottes gewannen, entschiedener geworden sind, die engeren christlichen Vereine neue Mitglieder bekommen, wohl auch neue Gemeinschaften sich gebildet haben. Erst heute habe ich bei einem Krankenbesuch in einer gedrückten und armen Haushaltung erfahren, wie trostreich diesen Leuten Hebichs Vorträge gewesen sind. Eine angesehene Familie hat seitdem ihren Saal zu den Bibel- und Missionsstunden

anerboten. Ein weiterer Segen ist, daß einzelne Separatisten wieder entschieden zur Kirche zurückgekehrt sind. Auch sind keine Störungen vorgekommen; die öffentlichen Blätter enthielten sich des Schimpfens, wenn auch die Stimmung einmal etwas schwierig werden wollte.

„Daß Einzelne ein zu großes Wesen aus Hebich machten, als ob er allein die Seelen auf den rechten Weg leiten könne, daß manche eifrige Anhänger etwas zudringlich gegen die Geistlichen waren und die Vorsichtsmaßregeln als eine Art von Neid betrachteten, das sind Erscheinungen, die bei all' solchen ungewöhnlichen Anlässen hervortreten. Ebenso fanden sich auf der andern Seite christlichgesinnte Männer, die sich mit Hebichs Art und Weise nicht befreunden konnten, sondern ihm fremd blieben, weil sie für die Kirche nicht viel Heil davon erwarteten, — auch dies wird anderwärts vorgekommen sein. Immerhin hat er überwiegend mehr Segen als Nachtheil gestiftet, so daß wir dem Herrn danken müssen, ihn eine Weile unter uns gehabt zu haben. Zu einem stationären Prediger glauben wir, wäre Hebich bei uns nicht geeignet; er würde bei seinem unvermittelten Absolutismus vielleicht manches auseinandersprengen in Kirche, Schule und Gemeindewesen, was der Herr noch duldet; aber zum Aufrütteln und Aufwecken, zum Grundlegen, zur Predigt vom menschlichen Verderben und von der Gnade, zum Pflanzen der Lust an Gottes Wort, des Verständnisses dafür, vor Allem zur Verherrlichung unseres hochgelobten Herrn und Heilandes — dazu ist er ein auserwähltes Rüstzeug. An uns Geistlichen liegt es nun zunächst, auf dem neugelegten Grund weiter zu bauen, und der Herr verhüte, daß nicht durch unsere Trägheit die angefaßten Seelen wieder einschlafen oder in sectirerische Hände gerathen."

Im October 1860 kehrte er endlich in seine Vaterstadt Ulm und in seine Heimat zurück, wo sich der israelitische Spruch von der Geltung des Propheten bei den Landsleuten so ziemlich bewährte, wenn es auch nicht an Ausnahmen fehlte in Städten wie in Dörfern. Die würtembergische Kirchenbehörde erklärte (Febr. 1861), daß Missionare nicht ermächtigt seien, die ordentlichen Gottesdienste für die Geistlichen zu versehen, nach Umständen aber können sie zu außerordentlichen Gottesdiensten auf die Kanzel gelassen werden. Man hielt für möglich, daß Hebich unter Landleuten vortrefflich wirken möge, während die Form oder Formlosigkeit seines Vortrags Gebil-

deten anstößig werden müsse. Dennoch hielt er auch in Stuttgart 15 Vorträge in einer Kirche, welche mit solcher Aufmerksamkeit gehört wurden, daß die meisten dienstthuenden Personen ihre Bezahlung zurückgaben, weil sie an den Vorträgen sich satt gegessen haben. In einem Tagblatt wurde geklagt, daß auch Damen seiner Predigt zufallen; „die junge tanzende Männerwelt sollte ein Veto einlegen." Ein Dorfpfarrer aber bekannte: „Was Hebich von Sünde und Gnade predigte, hat mehr gewirkt, als ich in Jahrzehnten auszurichten vermochte."

Nachdem er den Sommer im Bade Dizenbach sich erholt hatte, reiste er im September nach Norddeutschland, namentlich um die Seestädte und darunter seine geistliche Heimat, zugleich die Wohnstätte von zwei jüngeren Brüdern, wieder zu sehen. Ihm ließ besonders die Arbeit in Kiel einen befriedigenden Eindruck zurück, obwohl sie ihm unter den Studenten schwerer wurde als in den Hansestädten. Manche äußerten sich sehr dankbar, daß endlich der faule Friede wieder durch eine Weckstimme unterbrochen werde. Vom Wupperthal verlautete: „Im Allgemeinen hat man seine drastische und derbe Weise gern ertragen und vielfach sein Talent bewundert, womit er ohne Ansehen der Person das Eine, was noth ist zur Seligkeit, mit Liebe und Hingebung anzubringen wußte."

Einer besonderen Einladung, während der Londoner Ausstellung (Mai und Juni 1862) den dortigen Deutschen zu predigen, konnte er sich nicht entziehen; doch war die Arbeit durch mangelhafte Organisation bei den ungeheuren Ortsentfernungen eine seine Kräfte fast übersteigende. Uebrigens gieng ihm wiederholt das Herz auf beim Wiedersehen so vieler alten Freunde, vornehmlich derer aus Indien. „Es ist," schien ihm, „viel Geistesleben in London, aber auch viel Großthun, Eitelkeit und Sectengeist im Werk des Herrn." Er war froh, sich endlich in die Stille begeben zu können, um im Bade Dizenbach von einer schweren Erkältung zu genesen, die er sich einmal in Exeterhall zugezogen hatte.

Der ärztliche Berather so vieler Missionare, Dr. Z. in W., erklärte ihm nun bestimmt (Sept.), daß von einer Rückkehr nach Indien nicht mehr die Rede sein könne, ein Ausspruch, den sein eigenes Gefühl bestätigte. Wohl zogen an ihm seine Kinder in Kannanur, die schrieben: „Wie wünschten wir, Sie kämen wieder, wo möglich in der alten Kraft! Wenn aber nicht zu vieler Arbeit, doch, daß Sie

sich in die Gemeinde tragen ließen, wie jener greise Knecht des Herrn, und unter uns hineinriefen: Kindlein, liebet euch unter einander! Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern! um dann bei uns zu sterben." Man fühlte nun in Basel, daß sein Verhältniß zur Kommittee in ein bestimmteres Geleise zu bringen sei, nachdem man ihn nahezu drei Jahre lang nach eigenem Ermessen hatte schalten lassen.*) Es wurde ihm vorgeschlagen, entweder Repräsentant der Missionsgesellschaft in England zu werden, und daneben in einer größeren Stadt des Inselreichs eine deutsche Gemeinde zu sammeln, oder aber sich pensioniren zu lassen.

Da Hebich sich der Arbeit unter Deutschen in England wegen des vielen Gehens, das sie erforderte, nicht mehr gewachsen fühlte, erklärte er (2. Oktober 1862), er ziehe die Pensionirung sammt der daraus erwachsenden freieren Stellung vor, und sei für diesen An=

*) Den Anstoß dazu gab ein charakteristischer Brief, dat. Mergentheim 18. Juli 1862. „Ich habe mit Gottes Gnade in meiner jetzigen Badzeit aufs Neue die 5 Bücher Mosis gelesen. Nach meiner Bekehrung hatte ich schon über 40 Jahre den lieben Mann Gottes, Jakob, welcher ist Israel! wunderlich beurtheilt in meinem Herzen über seinem Gelübde: 'So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, so soll der Herr mein Gott sein ꝛc.' Und am Ende seiner Wallfahrt gibt er Gott die Ehre, 1. Mos. 48, 15: 'Gott, der mich mein Lebenlang ernähret hat bis auf diesen Tag ꝛc.' Ich sage, ich stockdummer Mensch war schon vor 40 Jahren weit über diese Jakobs=Herzensbewegung hinweg! und jetzt, nachdem Er mich bereits 40 Jahre wunderbarlich ernähret (denn als ich in die Heidenwelt hinauskam, dachte ich, ich werde nichts mehr zu essen kriegen) und aus wie vielen Todesgefahren erlöset hat, jetzt erst, nun anderthalb Jahre, seit ich merke, daß meine Gesundheit wohl nicht mehr für die Heidenwelt hinaus paßt, plage ich mich — nach allen diesen huldreichen Erfahrungen meines Gottes, — mit dem Gedanken: Ob der Herr mich auch wohl noch im Alter ernähren könne!? Was wird aus dir werden, wenn du nicht mehr arbeiten kannst? Und muß erst jetzt im Alter meinen Vorwitz erfahren und sagen: ich habe nicht verstanden, was Jakob derzeit sagte. Ah, der Unglaube, der abscheuliche Unglaube ist doch groß in meinem Herzen! Und wie viele andere Dinge sind seit diesen anderthalb Jahren in meinem Herzen aufgestiegen — ja, als wäre kein Ende zu diesem Leben! Irdische Gedanken! Sorge auf Sorge! — So lange ich in Indien war, dachte ich an alle diese Sachen nicht, ja sie kamen mir gar nicht in Sinn, sondern dachte, bald mit Seiner Barmherzigkeit in Seine ewige Ruhe einzugehen! Das ist Samuel Hebich, der stockdumme Mensch! Der Herr erbarme sich über mich armen Sünder und helfe mir aus Gnaden aus, ins Leben, ins ewige Leben um Seines heiligen Namens willen, Amen! — Tragen auch Sie mit mir; das Herz ist warm geworden, so kams heraus! Was nicht drin ist, kommt nicht heraus."

trag sehr dankbar; von selbst verstehe sich, daß das Wohlergehen des Missionswerks stets sein Streben und seine Freude sein werde. Der innigste Dank für alle während einer langen thatenreichen Missionslaufbahn geleisteten Dienste begleitete den Pensionirungsbeschluß.

Wie sehr er sich auch fernerhin die Missionssache angelegen sein ließ, bethätigte er auf der Stelle. Hatte man früher wohl geklagt, er erzähle zu wenig, so hielt er nun in Bern eine Reihe von anziehenden Missionsstunden, da schon am ersten Abend über 1100 Fr. Opfer fielen, wie er auch bis zum Ende fortfuhr, sich als einen der thätigsten Sammler für die Mission zu erweisen.

Dagegen machte er nun auch an mehreren Orten den Eindruck, als habe er sich überlebt, verknöchere sich in seinen Einseitigkeiten in demselben Maaße, als ihm eine schroffere Opposition entgegentrete; er mache plumpere Ausfälle gegen die Kirche und ihre Diener und gebe sich weniger Mühe, Aufregung und Spaltung zu vermeiden. Von Sch. z. B. heißt es (März 1863): „Hebich wirkt auch diesmal im Segen: Liebe zum Wort, größerer Ernst im Schaffen der Seligkeit, entschiedeneres Abtreten von der Welt wird eine Frucht seiner Arbeit sein. Die Kirche aber wurde ihm nicht eingeräumt; ein Blatt schmäht ihn und seine Zuhörer auf rohe und bissige Weise. Am Aschermittwoch wurde ein Aufzug von Vermummten vorgestellt, in welchem er selbst täuschend ähnlich voranschritt; Tags darauf warf man die Fenster des Versammlungssaals ein.“ Hebich selbst aber geht nun mehr auf separatistische Gedanken ein, und wünscht, daß man allenthalben „Säle“ baue: „Der Herr gebe uns, die nir Ihn meinen, Gnade, immermehr von dem halbirten Wesen uns zu reinigen und den Fürsten des Lebens frei öffentlich zu verkündigen! Der Mischmasch von Frommen und Welt, das antichristliche Auftreten der Massen und dem gegenüber die außerordentliche Furchtsamkeit der sogenannten (?) Gläubigen sind auffallende Zeichen der letzten Zeit, wo alles sich vorbereitet, auch unter dem Schein von Wissenschaften, Frömmigkeiten, und wie die Sachen alle einen guten Namen tragen, zum Abfall von Ihm, der uns mit seinem Blut erkauft hat.“

Indessen sehnte er sich auch nach einem „Ruhepünktchen“ und fieng an, dasselbe in Stuttgart zu suchen, wo er (August 1863 bis Februar 1864) täglich im Vereinssaal oder sonst predigte und

viele Besuche in Seelenangelegenheiten erhielt. Nach einer arbeitsvollen Expedition in die Rheinprovinz (März bis Mai) suchte er Ruhe im Mergentheimer Bad und in der Schweiz, wo ihn ein Auflauf des Schaffhauser Pöbels (19. September) in wirkliche Gefahr brachte und sehr lebhaft an die Kampftage indischer Götzenfeste erinnerte.

Gewarnt durch diese Mahnung, entschloß er sich nun zu einem stilleren Leben und siedelte sich (Oktober 1864) in Stuttgart an, mit dem Versprechen, hinfort „recht zahm" zu sein. Im Gefühl seiner abnehmenden Kraft machte er sein Testament; da er kein elterliches Erbe angetreten hatte, hielt er fürs Richtige, alles was er besitze, dem Werke des Herrn in der Heidenmission zu überlassen. Für dieses mühte er sich auch bis in seine letzten Tage, um noch eine Stiftung zum Unterhalt von Reisepredigern in den verschiedenen indischen und afrikanischen Sprachgebieten zu Stande zu bringen. Unermüdet aber fuhr er fort, in Sälen und Privathäusern Christum zu verkündigen, und wenn eine schöne Gelegenheit sich darbot, auch wieder die Reisepredigt zu treiben. So trat er gegen das Ende des Jahres 1866 nach einander in 51 badischen Kirchen auf und erweckte an vielen Orten neues Interesse für die Mission auf dem allein richtigen Grunde eines regen Interesses fürs Heil der eigenen Seele.

Am 16. April 1868 schrieb er den letzten Brief nach Basel:

„Gnade und Friede!

„Nach inliegender Liste habe ich dießmal wieder die Gnade, Ihnen beifolgend fl. 368 für die liebwerthe Mission zu senden. Mehr hoffe ich bald selbst zu bringen; es ist alles für die eingebornen Reiseprediger, und vielleicht langt es für einen fünften, am liebsten nach Palghat, wo ich sieben Jahre hart mit meinen Leuten gearbeitet habe und jetzt sich doch Leben zeigt. Der Herr segne und heilige Sein Eigen Werk und diese Liebesgaben und nehme Alles in Gnaden an, Amen. Sie sehen, ich habe viel gepredigt, und dem Herrn sei Lob und Dank, es sind auch wieder manche Seelen für Ihn gewonnen worden durch das Wort Seiner Gnade.

„Mit meiner Gesundheit geht es zum Preise und Lobe Seiner herrlichen Gnade ziemlich ordentlich, doch fühle ich, daß ich alt werde, und mein Vorträge greifen mich jetzt mehr an, wie früher. Wenn es dem Herrn gefällt, so gedenke ich am 7. Mai nach Karls-

ruhe abzureisen, um dort meine letzte Arbeit für diese Jahreszeit zu thun, und dann weiter am 11. Mai in Basel einzutreffen, um auch, wie früher, daselbst etwa vierzehn Tage mein Wesen zu treiben, — Alles so der Herr will und es Ihnen angenehm ist."

Der Herr wollte anders; am 6. Mai mußte Hebich sich mit Leberschmerzen legen und fühlte bald, daß „seine Sache am Ende sei". Da war er denn voll Danks, daß seine Schmerzen nur das Fleisch treffen, der Geist aber sich seines Heilandes freuen könne, der ihn 66 Jahre langmüthig getragen und 47 Jahre herrlich geführt habe. In den Phantasien der Nacht predigte er noch den Heiden, und dachte bis zum letzten Athemzug viel an sein liebes Indien und Malabar. Am Morgen des Himmelfahrtsfestes (21. Mai) entschlief er. Eine ungeheure Menschenmenge folgte (24. Mai) seiner Leiche nach Kornthal, wo sie seinem Wunsche gemäß mit einem kurzen Gebet bestattet wurde.

Reordination eines deutschen Missionars.

Die Thatsache, auf welche die Ueberschrift dieses Artikels hinweist, ist leider keine vereinzelte. Kann schon überhaupt nicht geläugnet werden, daß der Deutsche mit der Uebersiedelung in fremde Länder leichter als andere Volksgenossen dem fatalen Proceß der Entnationalisirung verfällt, so ist auch zuzugestehen, daß das kirchliche Bewußtsein unserer in Kolonialgebiete verpflanzten Gemeindeglieder, der Missionare, vielfach einer festen Wurzel ermangelt, daher ihnen der Uebertritt in andere kirchliche Kreise weniger zu schaffen macht, als Gliedern von kräftiger konstituirten Gemeinschaften. Auf den Einzelnen soll damit kein Stein geworfen werden, am wenigsten auf den anerkannt treuen und gesegneten Knecht des Herrn, dessen Geschichte im Folgenden mitgetheilt wird, so weit sie uns in den Missionsberichten vorliegt. Immerhin mag dieses Beispiel deutschen Missionsfreunden einen Spiegel vorhalten, dessen Betrachtung ihnen lehrreich werden kann.

Im Mai 1856 begab sich der Lausitzer Wilhelm Illing auf das Hermannsburger Missionsschiff Candace, um mit Barmer und Hermannsburger Sendlingen nach Südafrika zu fahren. Nach

Hebichs letzte Zeit.

1. Abschied von Indien.

Noch einen Sommer arbeitete Hebich auf den blauen Bergen, wo ihn diesmal ein neues Gottesgeschenk erfreute, indem seit einem Jahre die lang erharrte Bekehrung von Badagas ihren Anfang genommen hatte. Mit Herzenslust bewegte er sich unter den Neugetauften und Angefaßten; doch seine meiste Zeit verwendete er auf die englisch sprechende Bevölkerung von Ottakamand. Mörike schreibt einmal: „Morgens geht er aus und sucht Europäer und Mischlinge in ihren Häusern auf, da bringt er wohl drei bis vier Stunden in einer Familie zu, in welcher Zeit es oft zu einer Entscheidung zum Leben oder zum Tode kommt. Abends predigt er in der für seinen Gebrauch hauptsächlich erbauten Zionskapelle, am Sonntag auch Morgens, und die Zahl seiner Zuhörer wird fast täglich größer. Obwohl geschwächt im Leibe, ist er im Geiste so frisch und kräftig als je. Wir freuen uns mit vielen über seinen segensreichen Dienst; der Bischof wie der Kaplan wünschen ihm Gottes Segen."

Der letztere war der alte Freund Lugard, dessen weites Herz Hebich seit zwanzig Jahren genau bekannt war. Aus Rücksicht auf ihn setzte er seine Predigten aus, so oft Lugard einen Abendgottesdienst hielt, und gieng selbst ihn zu hören. Was er einem Obersten, der aus dem Feldzug gegen die Rebellen zurückkehrte, über sein Thun und Treiben schreibt, ist fast der einzige Bericht aus dieser Zeit:

„29. Juli 1859. Eben fragte ich, wo Sie wohl zu finden wären, und da kommt Ihr Brief aus Dschabalpur. Gepriesen sei der Herr, der Sie in allen Gefahren behütet und jetzt wieder an